

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 83.

Donnerstag, 2. April.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Pörcher.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Auch über ihn kam jetzt eine ungeheure seelische und körperliche Erschöpfung. Die Spannung verließ ihn nicht seit der Stunde, in der er als französische Jose zur Begleitung der beiden Damen den Boden seiner Heimat wieder betrat, seit die Zeit seiner Kindheit wieder vor ihm aufstieg. Die seelische Spannung wuchs, als er seine Mutter suchte und fand und mit ihrem Segen davon ziehen durfte. Sein jahrelanger Groll gegen das Schicksal, das ihn nach Marokko geholt und zu dieser Metamorphose zwang, fand seine endliche Entladung in der Überlistung des Don Paco und der Genugtuung, ihm ein wichtiges Geständnis abgezwungen zu haben. Aber dieses Geständnis bedeutete für ihn ein neues Aufgepeitschtwerden, — das eben jetzt seine abermalige Kulmination gefunden.

Auch er hatte vorhin die hoffenden Worte des Arztes aufgefangen und die Veränderung in der Atmosphäre des Krankenzimmers empfunden, die von Entsetzen und banger Sorge nun zu Hoffnung und aufatmender Gewißheit wurde.

Er fühlte, daß von jetzt an sein zweites Leben, das er einst unter dem Zwang der Verhältnisse begonnen, ausgelebt war! Der Moment, da sein männlicher Mut, seine Männerkraft wieder aufgebrochen war, um diesen Schuft zu vernichten, brachte es ihm zum Bewußtsein, daß es fortan unmöglich sein würde, sein Leben als Trau noch länger fortzuführen. —

Seine Pflichten schienen ihm nun erfüllt. Feliza würde nach ihren Irrfahrten als Gattin an der Seite von Don Flavio in Barcelona leben. Vielleicht gab es noch eine Pflicht, eine Aufgabe für ihn bei Don Ramon, den er tief verehrte, und mit dem er sich innerlich im gleichen Schicksal verbunden fühlte, den Boden des heimatischen Spaniens meiden zu müssen.

Draußen entschleierte der Frühlingsmorgen sein rostiges Antlitz aus dem Dämmergrau. Schon ehe die Sonnenstrahlen über die Berge emporstiegen, und dann in langen rostigen Streifen über die Wasserfläche tanzten, begannen die Amseln im Garten draußen zu singen. Jeanne horchte auf, die Hände um die Knie geschlungen.

In seiner Verzweiflung über sein verpfushtes, zielloses Leben glaubte er, in dem süßen Vogelgesang etwas wie ein überirdisches Trösten zu hören.

Don Ramon machte eine Bewegung. Schon seit einigen Augenblicken sah er sich befremdet im Zimmer um. Er sah die Gardinen zurückgeschlagen. Am Fenster saß Jeanne —

Er richtete sich mühsam etwas auf und fragte: „Was ist geschehen, Jeanne?“ —

„Es war eine schlimme Nacht, Señor! Aber sehen Sie, der Sonnenaufgang verscheucht alle Schatten! Sehen Sie dort in die herrliche Morgenröte!“ —

Luitgard benachrichtigte ihre Eltern, daß ihr Aufenthalt in Mentone sich noch um einen Tag verlängern würde. Sie fühlte, sie war hier nötig. Rajan brauchte

ihre Pflege und Hilfe beim neuen Aufbruch. Don Ramon brauchte ihren Rat, ihre Ansicht, die Möglichkeit, sich mit ihrem klaren Art auszusprechen zu können, um seine Pläne zu fassen.

Der Diener Carlos hatte in Erfahrung gebracht, daß der Gärtner und Hausburche „Jules“ mit einer bedenklichen Beinwunde ins Spital gefahren sei, die er von einem nächtlichen Überfall auf der Straße erhalten zu haben erklärte. Der Arzt sei der Ansicht, daß eine eingetretene Infektion der Wunde gefährlicher sei als die Wunde selbst.

Aber als Luitgard Don Ramon unter vier Augen gegenüber darauf hinwies, daß dieser Spiegel nun wahrscheinlich unschädlich, ihm sein infames Handwerk wohl gelegt sei, lächelte der Dichter nur traurig: „O, Senorita, wissen Sie von der Tradition, wenn in Frankreich einst ein König starb? Ein Hofherr erschien auf dem Balkon des Schlosses mit schwarzer Feder auf dem Hut und rief dem Volke zu: „Der König ist gestorben!“ Sofort verschwand er, um gleich darauf mit einer weißen Feder am Barett auszurufen: „Es lebe der König!“ Le roi est mort, vive le roi! Sehen Sie, Senorita, ist dieser Spiegel außer Tätigkeit gesetzt, so heht man neue hinter mir her! Eine Nacht, die Millionen und Abermillionen zur Fortführung eines jahrzehntelangen, grausamen, aussichtslosen Marokkokrieges auswerfen kann, vermag auch Tausende für ihr Spiegelsystem auszugeben zur Vernichtung und Verfolgung ihr Unbequemer.“

Und nach einem kurzen Schweigen, das Rajan in seiner bitteren Stimmung nicht zu brechen wagte, setzte er hinzu: „Ich habe den Entschluß gefaßt, mit Rajan in die Tropen zurückzukehren. Eine so ausgesprochene Lotosblume wie Rajan es ist, darf man nicht in die seelenlosen Varietätsale nordischer Großstädte verpflanzen! Ich aber werde glauben, auf den Philippinen wieder heimatischen Boden zu betreten. Denn in dieser Kolonie, die uns Spaniern drei lange Jahrhunderte gehört hat, finde ich auf Schritt und Tritt noch Spuren unserer Wesensart, unserer Sprache und unserer Vandalen. Und — kann nicht ein Dichter leben und wirken, wo er will? Ich werde auch dort reichste dichterische Anregungen finden.“

„Alles im Leben ist Wandel. Alles ist im ewigen Dahinfließen und Sichverändern, Don Ramon!“, sagte sie, um seinem Entschluß einen Trost in der Zukunft zu geben, „auch im Schicksal der Nationen. Hoffen Sie, Don Ramon! Vielleicht wird eines Tages die Stunde kommen, da Ihr Volk seine Stimme im eigenen Lande, seine innere Freiheit und Harmlosigkeit wieder erhält — und Sie Ihren König zu seinen einstigen Rechten beglückwünschen und ihm huldigen dürfen!“

Als ob sein Entschluß ihm alle seine körperliche Spannkraft wiedergegeben, fuhr Don Ramon schon am zweiten Tage nach Genua hinüber, um dort den Fahrplan der nach Ostafrika gehenden Dampfer einzusehen. Er kehrte mit drei Schiffslarten zurück, da am übernächsten Tage ein Dampfer des Norddeutschen Lloyd

von Genua den Kurs über Holländisch-Indien nach Manila nahm.

Eine Bedienung mitzunehmen, war Ramon und Majan erwünscht. Der alte Diener Carlos fühlte sich zu bejahrt, um sich noch in einen so ungesunden Klima-wechsel zu wagen. Der Koch hatte seine Familie in Paris. So fragte Don Ramon am Abend, ob Jeanne als Jose und spätere Dienerin in Manila mitfahren möge?

Jeanne erblachte. Zum Glück stand er Don Ramon allein im Zimmer gegenüber. Hellseherisch erkannte er in diesem Moment eine Zukunftsmöglichkeit, die ihm das Schicksal jetzt bot!

Gerne würde er die Herrschaften in die Tropen geleiten und ihnen dort fortan auf das Treueste dienen. Doch nicht als Jose, sondern als Diener.

Er müsse jetzt Don Ramon das wichtigste Geständnis seines Lebens machen. Und er wisse, er dürfe dem Senor damit sein Schicksal in die Hände legen.

Wohl eine halbe Stunde lang sprach Jeanne. Erregt und doch beherrscht. Erlöst, nun endlich diese Verstellung abwerfen und wieder in Balde als Mann ins Leben treten zu dürfen!

Don Ramon hörte erschüttert zu. Kaum, daß er ein Wort, eine Frage, einen Ausruf einwarf. Zuletzt erhob er sich und bot Jeanne die Hand: „Du hast dich in deinem Vertrauen nicht getäuscht! Du mußt jetzt aus Klugheit mit uns noch unter deinen Papieren als französische Jose zur Begleitung der Senora ausreisen. Aber wenn wir jenseits des Erdballs in unsern neuen Erdteil landen, dann wirst du fortan nicht mehr Jeanne, sondern du wirst wieder Juan Alvarez sein — und unser Hausgenosse sein, der in unserm Hause sein Heim findet!“

Am andern Tage nahm Luitgard von Ramon und Majan im Hafen von Genua Abschied. Die kleine Dampferbarke trug nun Luitgard wieder allein an Land zurück.

Sie aber stand noch am Pier und winkte hinüber zum Dampfer, da der fliederfarbene duftige Reisefleier noch immer von Majan zu ihr herüber grüßte.

„Jetzt fahre ich nach Hause, um meine Hochzeit und mein künftiges Glück zu richten!“, dachte Luitgard, „ist es nicht herrlich, daß jede von uns Dreien das Glück fand, sich in den Schutz eines Mannes schmiegen zu dürfen, den wir achten und lieben? Feliza wird bei Don Flaviano ihre erste Enttäuschung verwinden, und umhegt von ihm sein — ohne wie einst eingeschlossen zu leben. Ich! Ach, wie gerne gebe ich nun meine Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit auf, um Hansfried in der Fremde ein deutsches Heim zu schaffen. Und Majan? Was wäre ihr Leben ohne Don Ramon. Ahnte nicht Myrza Schaffi auch ihr Frauenlos, als er in seinen Gedichten sang:

„Da ich dich liebte, begann mein Leben!“

Majan stand an Don Ramon geschmiegt, als die Anker gelichtet wurden und der Djeanriese den südlichen Kurs einschlug, die Stadt mit dem Häusermeer entrückte und mit ihr das Festland — und die Vergangenheit!

„Wirst du dich nicht nach deinem jungen frischen Ruhm zurücksehnen, Majan?“, fragte er liebevoll, „wirst du es ertragen, nun in die Stille und den einsamen Frieden deiner Palmenhaine zurückzukehren?“

Ihre schönen Augen verloren zum ersten Male den Hauch von leiser Trauer. „Nein, Lieber! In meinem Ruhm habe ich nur das Glück gefühlt, dich zu erfreuen. Ach, die Lotosblume lebt ja am liebsten in der Ruhe der tropischen Wälder. Wird es dir Dank genug sein, wenn die Lotosblume in aller Zukunft nur für dich allein blühen und leben wird?“ — — —

— Ende! —

Bestimmung.

Karfreitagsskizze von Christel Broehl-Dehaes.

Als es noch Wälder gab, nicht Forste, hatte Hannes Dießler ein Stück Waldland erworben, mit dem Recht zu jagen, und sich eine Hütte gebaut mitten in die Einsamkeit. Er wollte allein sein. Etwas Großes und Schönes war ihm da draußen in der rauschenden Welt zerbrochen worden. Der Schmerz hatte ihn nicht reiß und weise werden lassen. In seinen besten Lebensjahren vergrub sich Hannes Dießler mißtrauisch in das Schweigen des Waldes.

Der Alltag zwang auch ihn, in der fernern Stadt uns tägliches Brot zu kämpfen. Kammen aber Ferien oder hohe Feste, war Dießler für seine Bekannten und Verwandten verschollen. Niemand wußte, daß er die Weihnacht in der einsamen, schnee-verwehten Waldhütte verbracht hatte, niemand wußte auch, daß er Gründonnerstag in die geliebte Wahlheimat hinaus gefahren war. Oftern fiel spät in diesem Jahr, und als Dießler von der Bahnstation den kilometerweiten Weg in die Wälder ging, kam er durch Wiesen, in denen der Frühling schon aufstanden war. Selbst das schweigsame Bauerngut, Dießlers einzige Nachbarschaft, immer noch weit genug entfernt, ihn nicht zu stören, hatte sich ganz wunderbar mit Blüten geschmückt. Dießlers Auge weilt heute länger als sonst auf den schmutzen Gebäulichkeiten. Er erinnerte sich, einmal im Vorübergehen eine Frau dort gesehen zu haben, eine braunhaarige stille Frau. Lange hatte er an dieses willensstarke und dennoch so demüthige Gesicht denken müssen. Wer sie wohl war? Die Tochter — die Frau? Was kümmerte ihn das schon? Er sah sich doch nicht mehr nach Frauen um, nach seiner, seit — — — Schluß! Das tat schon wieder weh! Sollte sein Lebensweg denn nie zu Ende gehen?

Als er nach langem Marsche müde und hungrig antam, war seine Hütte kahl und unwohnlich. Vier Monate hatte Dießler die Hütte nicht mehr besuchen können. Er suchte Holz und machte Feuer. Aber der offenen Flamme rieb er sich die Hände warm. Morgen wollte er ein wenig jagen, sich die Zeit vertreiben, sich warm laufen und glücklich sein. Ihm war nie so kalt gewesen. Aber er gestand sich nicht ein, daß diese Kälte aus seinem Innern kam, seinem hart gewordenen und gefühllosen ganz erstarrten Gemüthsinnern.

In der Nacht ist Regen niedergerauscht, und in der kältesten Morgenfrühe rieselte es immer noch zwischen den Bäumen wie aus grauem Nebel. Die Büsche über der Schulter verläßt Hannes die Hütte, und bald haben ihn die mildigen Nebelschleier in nasse Gewänder eingehüllt. Als er den hohen Farn erreicht, steht er erster Morgenstrahl über die reglosen Baumwipfel. Blutrot bahnt sich der Sonnenball seinen Weg durch die Schleier.

„Aud-gurru-gu-gu — — — aud-gurru-gu-gu — — —“

Dießler bleibt wie angewurzelt stehen. Ein Tauber!

„Aud-gurru-gu-gu — — —“

Da sitzt er wirklich, der stramme Geselle, rot wie ein Karfunkelstein, und plustert sich stolz. Wie er seiner Liebsten zureist, wie er sie lockt. Kästliche Kehllaute gurren: „Wugugu — wugugu — wugugu — — —“

Hannes Dießlers Verzicht auf ihn bis zum Halse. Jagdlieber hat ihn gepackt. Er beugt die Zähne zusammen, er hebt die Büsche lautlos an die Wange, das düstere Auge sucht Richtung. Es wird nicht lange mehr klingen, das liebestrunzene Lied des Taubers an seine Herzliebste — — — Nur ruhige Hand und völlige Lautlosigkeit, denn der Tauber hat mehr Lichter auf den Federn als man glaubt. Am besten schießt man im Ruf. Ja, er verschießt — äugt — streicht ab. Verflücht! Hannes Dießler läßt die Büsche inseln und wendet sich um. Jemand hat das Tier verschreckt, vielleicht nur das Knacken eines dürren Astes, eine falsche Bewegung, ein anderes Tier. An Menschen denkt Dießler nicht. Aber hinter ihm steht eine Frau, und es ist die Braunhaarige vom Gut.

„Am Karfreitag?“ sagt sie mit einem Ton, der Dießlers Blut in Wallung bringt. „Pfui! Wir schießen den Tauber erst im August, niemals darf bei mir im Frühjahr geschossen werden! Wo der Wald tönt vom Liebeswerben der Kreatur! Und da gehen Sie und schießen dem Tier den Laus fast von der Kehle ab — — —“

„Der Wald ist mein Privateigentum“, erwidert Dießler.

„Ich kann schießen, so viel ich will.“

Ihre Augen flammen. Ein Mund, der viel geschlossen gewesen, zähre hindurch, redet hier, weil es aus ihm herausbricht: „So, weil Sie verbrieft Rechte haben, kümmert Sie das Geschöpf und seine Bestimmung nicht. Haben Sie denn kein Gefühl? Karfreitag, der große Leidenstag! Aber kein Abend hat schon die Erwartung der Auferstehung! Das müssen doch auch Sie spüren, mögen Sie noch so einsam hier leben jeden freien Tag. Und an solchen Tagen wagen Sie zu töten?“

Selne Empörung über ihren tühnen Eingriff in sein Wollen schwindet. „Nein, ich spüre das nicht“, erwidert er und sieht an ihr vorbei. „Auferstehung —?“ Und verwundert: „Kennen Sie mich denn?“

„Man achtet auf alles, was im Umkreis vor sich geht, wenn

man viel allein und nur auf die Gesellschaft des Waldes und der Tiere angewiesen ist", erklärt sie.

"Ich bin wohl ein Eindringling für Sie?" fragt er kurz.

"N — n — ja!" gibt sie offen zu.

Er verbeugt sich. Ihre Art gefällt ihm, ihre Offenheit zwingt ihm Achtung ab.

"Gestatten Sie? Ich bin Hannes Dießler!"

"Kennen Sie meinen Namen? Nein? Nun denn: Agathe Felten von Feltenshof."

Gemeinsam streifen sie weiter durch den Wald. Wider Willen spricht Hannes zu dieser fremden Frau über sich selbst, erfährt er, daß die Braunhaarige seit vier Jahren verwitwet ist und einsam den Besitz bewirtschaftet. Sie stapft neben ihm her, die hohen Stiefel benäht vom tauigen Gras, frisch und selbstverständlich durch Dick und Dünn, ein Kamerad, ein ernstes und dennoch echt weiblicher und warmäugiger Gefährte.

Der Solomotivpfeiff einer Kalle gibt das Zeichen zum allgemeinen Morgentonzert. Aus einem nahen Sumpf quaken die Frösche. Alle Vögel und wach. Enten schwaben, und fern oben, schelmisch, lodend, triumphierend gurrt es: „Rud-gurru-gu-gu — — rud-gurru-gu-gu —“

Da bleibt Agathe stehen und lächelt. „Hören Sie? Viel leicht ist das der arme Kerl, den Ihre Kugel treffen sollte. Ist es denn nicht schöner zu leben, ihn so glücklich zu wissen? Ihre Augen sind dunkel wie brauner Samt. Ihre Gedanken scheinen in sehnüchliche Träume zu sinken. „Es gibt ein Lenzlied, ein sehr schönes. Kennen Sie es? „Horch was der Tauber ruft —: O du, o du —“

Sie beginnt das Lied mit leiser, verhaltener Stimme, Leuchten eines hohen Geheimnisses schwingt in den Worten. Dann bricht sie ab. Sehnüchlich ist dies „O du, o du“ viel zu sehnüchlich für die Ohren eines fremden Mannes.

Der Lächler verzückt. Ist es Bestimmung, die ihm diese Frau in den Weg geschickt? „O du, o du“, wie schön in ihm das Wissen um ein „Du“ nicht immer nur um eigene Ich.

„Geht das Lied nicht weiter? O, bitte!“

„Nein, nicht!“ wehrt sie, und eine Weile läßt sie ihm den verwirrten Blick. Aber die Bitte kann sie ihm nicht ganz abschlagen. „Später —“ zögert sie

„Darf ich Sie denn wiedersehen?“ fragt er, mit einer, ihm selbst unbewußt, bestimmten Erwartung und Angst in der Frage.

„Ofters! Wenn Sie sich gründlich bessern wollen!“ Sie sagt es lächelnd. „Ofters dürfen Sie zu mir zum Essen kommen. Ohne Anstandsbesuch! Ohne Bratenrod!“

Dann verabschiedet sie sich am Waldestrand von ihm und geht mit ihren festen Schritten über das Feld.

An diesem Mittag läßt Hannes den Inhalt einer Konservebüchse über dem kisternden Holzfeuer anbrennen. Wie das nur passieren konnte ...? Warne Frühlingssonne steht über dem Hüttenbach und treibt den Rauch nieder.

Und am Abend, als Hannes vor der Hütte auf der rohgezimmerten Bank ausruht, lockt aus dem Walde des Wildtaubers gärtliches Gurren.

„Bestimmung!“ denkt Dießler. Ende der Passion! Der Schöpfer selbst will es. Welch ein Karfreitag heute! Sie hat recht behalten: der Karfreitagabend hat schon die Erwartung der Auferstehung. Auch — seiner Auferstehung! Denn es wird wieder Lenz mit aller Gewalt. Auch in ihm! Wie ging das Lied? „Horch, was der Tauber ruft: O du, o du!“ —

Hannes Dießler kann wieder lächeln. Aber sein hageres Gesicht geht es wie das Wundern über ein Märchen, ein Wald-, ein Frühlingsmärchen. „O du — o du —“ hummen seine Lippen. Und seine leisen, noch unsäglich Träume gehen um eine braune Frau.

Auf Golgatha.

Von Karl Ferdinand Rudolph.

Die eisernen Ringe an der grauen Mauer des Richt- hofs leuchten und blinken in der Morgensonne.

Der Mörder starrt auf sie. Er und sein Gefährte sollen heute noch den Tod am Kreuz erleiden. Wie viele Menschenarme mögen in Schmerz sich gewunden haben, bis diese Ringe so blank geworden sind! ... Wenn er durch die halbgeschlossenen Augen hinblickt, funkelt das Eisen wie gleißendes Gold. ... Um Gold hat er den Reichen erschlagen, dafür muß er heute sterben. Er preßt die Augen zu, aber immer noch sieht er das funkelnde Leuchten. Schwer stöhnt er auf: Sterben! Am Kreuze sterben! — Die Sonne wird hoch am Mittag stehen, wenn sie ihn ans Kreuz schlagen. Und ringsum wird es funkeln und leuchten wie gleißendes Gold.

Was hat am See Genesareth damals der Prophet gepredigt? „Mit welcherlei Maß ihr messet, wird man euch wieder messen.“ — Der Mörder reißt die Augen auf, wieder starrt er auf das leuchtende Eisen. ... Auch damals schien hell die Sonne, wie heute. Er lag unter den Zypressen und

hörte dem Manne zu. Viel Volk war versammelt. Und er unter ihnen, Mensch unter Menschen! Er hatte gelacht über das, was im schwankenden Rahn am Ufer des Sees der Prophet lehrte.

„Hinweg mit diesem, und gib uns Barrabas los!“ Wild gellt der Schrei der Menge vom nahen Palast des Pilatus bis in den Richthof hinüber. „Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“ schreit draußen die tobende Menge.

Der Schrei hat auch den zweiten Mörder aus dem Schlaf geweckt, in dem er den letzten Weg auf Erden erwarten wollte. Wild reißt er an seinen Ketten. Drei waren heute dem Tode verfallen. — Wer ist der, für den man Barrabas freigegeben soll? Trägt er noch größere Schuld?!

Der Lärm des Volkes wälzt sich heran. Die Wache tritt ins Tor. Das Tor geht auf. Römische Kriegsknechte führen einen gefesselten Mann herein. Dem Volk wird der Zutritt verwehrt; der Hof füllt sich mit römischen Soldaten. Der Mörder schaut auf und — starrt. Steht dort nicht gefesselt jener Prophet, um den das Volk sich schweigend und betend am Ufer des Sees scharte? Das ist der Dritte? Mitten in leuchtendem Glanze steht der Prophet. Die Kriegsknechte reihen ihm das Kleid vom Leibe, schlagen ihn mit dem Rohr. Sie legen ihm Purpur an und setzen ihm eine Krone von Dornen aufs Haupt. Sie speien ihn an, fallen vor ihm auf die Knie: „Gegrüßet seist du, der Juden-König!“ — Die grauen Mauern des Hofes dröhnen wider von dem wilden Lachen der Römer.

Das alles sieht und hört der Mörder. Seine Augen weiten sich. Der so schwer gemarkte Mann — ein König der Juden? Der wird hier gepeinigt! — Und er, den man so peinigt? — Weder Zorn — noch Haß — in seinen Augen. — Ein milder, vergebender Blick. Und mit überirdischer Liebe schaut sein Dulderantlitz auf seine Feinde! — Wer — ist — dieser — Mann?

Der Mörder vergißt sein eigenes Schicksal. Er sieht unausgesetzt auf den duldenden Mann. — Auch als die Fäuste der Senkernknechte ihn aufreißen und hinaus- schleppen, starrt er immer nur auf den Mann, der vor ihm geführt wird, — und dem man sein Kreuz auf die Schulter legt, wie den Mördern das ihre. — Seiß brennt die Sonne auf die Gassen Jerusalems. — Sie schaut auf drohende Fäuste, auf Verachtung und triumphierenden Haß. — Nur im Schatten dieser wilden Leidenschaften folgen vergrämte, verschüchterte Augen dem Leidensweg des Dulders.

Der Mörder stampft schwer unter der Last des Todes- holzes. — Seine Füße reiben sich an den spizen Steinen des Weges. — Er fühlt es nicht. — Durch Staub und Schmutz sieht er auf seinem letzten Wege nichts von dem Grün des Frühlings. — Hört nicht den Gesang der Vögel. — Sieht nicht den blauen Himmel über sich. — „Wer ist der Mann dort vor ihm, der unter der Last seines Kreuzes fast er- liegt?“ — Die römischen Kriegsknechte zwingen einen anderen, ihm das Kreuz tragen zu helfen. — Seine Schultern sind zu schwach, aber sein Haupt beugt sich nicht vor der Flut von Haß, die ihn umbrandet. — Ihn fast nicht das Grauen beim Anblick der Schädelstätte, wie ihn, den Mörder. — Und doch? — Ist jener nicht ein Mensch wie er?! — Der Mann mit den großen, klaren Augen ein Mensch wie er?! — Die Senker nageln ihm die Hände ans Kreuz. — Weint dort nicht still eine Mutter um ihn? Nein, das kann kein Verdammter sein. — Schluchzen nicht Frauen und Männer? — Flehen dort nicht Kinderaugen in zitterndem Schmerz um ihn wie um einen Freund? — Und — der — sollte — nur — ein Mensch — sein?! — Und als sie ihn ans Kreuz ge- schlagen — verdunkelt der Himmel sich. — Um das Haupt des sterbenden Propheten aber ist ein Glanz von über- irdischer Helle.

Und sie verspotten ihn, den „Judenkönig!“ Und richten ihn auf Golgatha. Und er? Seine Lippen bewegen sich. Seine Augen leuchten. Betet er? Für wen? „Denn vergiß ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Er betet für die, die ihn ans Kreuz geschlagen, betet für seine Feinde!

Da fällt in die Seele des verachteten Mörders der Funke eines Lichtes, das er bisher nicht gekannt. Woher kommt dieses Licht? Ist es vielleicht ein Schimmer von dem, was die Menschen Liebe nennen? Gibt es so etwas auch für den schlechtesten, verachteten, verlassensten unter den Menschen? Und ist das vielleicht die Liebe, von der man sagt, sie käme von Gott? Gott? Gibt es einen Gott? Sehen vielleicht die Augen des Dulders am Kreuze dort Gott? Weil überirdischer Glanz aus ihnen sich ergiebt? Ist er wirklich der Auserwählte Gottes? Verspotten ihn deshalb seine Feinde? Oder ist es die Angst, die sie so sprechen läßt? Angst, die sie den Mann dort töten läßt? „Bist du Christus, so hilf dir selbst und uns!“ schreit in seiner Todesangst der andere Mörder dem Dulder am Kreuze zu.

Da ist dem, der um Gold zum Mörder wurde, als ob über ihn eine Befreiung käme von unsäglich Qual. Er blickt auf den Todesgefährten. „Und du fürchtest dich auch

nicht vor Gott, der du in gleicher Verdammnis bist? Und zwar wir sind billig drinnen; denn wir empfanden, was unsere Taten wert sind; dieser aber hat nichts Angehängtes getan." Dann wendet er seinen Kopf zu dem Propheten. Und inbrünstig fleht er: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.“

Und Jesus von Nazareth spricht zu ihm: „Wahrlich, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“

Da weint der Mörder. — Und er sieht in den Augen des Gottessohnes, daß die Liebe auch denen das Paradies aufschließt, die die Ärmsten auf Erden waren.

Alte deutsche Osterspiele.

Von Richard Busch-Zantner

Jahrhunderte hindurch war bis ins 18. Säkulum herauf in kleinen und kleinsten deutschen Städten und Märkten das „Passionsspiel“ üblich, das anfangs unter geistlicher Obhut, später als freie Aufführung der Bürgerschaft sich trotz des Wechsels der Kulturen und Anschauungen durch fast dreiviertel Jahrtausend hindurch gerettet hat.

Die älteste und einfachste Form des Osterspiels war das Spiel mit Frage und Antwort der Engel und Frauen am Grabe des Heilands. Erst mit der Zeit hat sich der zunächst reichlich dürre Dialog zu mitunter recht umfänglichen Ausmaßen entwickelt, aber über Rede und Gegenrede kam man lange nicht hinaus. Von einem „Theater“ in unserem Sinne konnte keinesfalls die Rede sein. Auch herrschte in der Frühzeit die lateinische Sprache vor, zumal ja der Ortspfarrer nicht selten die Hauptrolle spielte, während andere Geistliche Regisseur- und Spielleiterdienste versahen. Trotzdem hat sich diese Urform der „passio“ bis in unsere Tage erhalten, freilich in stark veränderter Gestalt. Die Texte der späteren Aufführungen gehen meist auf ein derartiges Original zurück, das zwar oft geändert, erweitert oder gekürzt wurde und so gewissermaßen jeweils den Stempel der Zeit trug, aber seinen Kern beibehielt. Auch die Fassung des Oberammergauer Textes hat ihren Ursprung hauptsächlich in einem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Spiel zu suchen, das in Augsburg, wohl in einem Kloster, entstanden war.

Als Schauplatz diente in frühem Mittelalter die Kirche, zumeist der Chor, höchstens vielleicht noch der Kirchhof. Als jedoch im 15. Jahrhundert die Osterspiele so ziemlich ganz und gar verschwanden, um ganzen Passionszöllen Platz zu machen, war der Raum im Gotteshaus natürlich viel zu beschränkt. Das Spiel wurde von der Kirche getrennt und selbstständig gemacht. Da die Passionsdarstellungen zumeist mit einem „Einzug“ ihren Anfang nahmen, mußte man bald die ganze Stadt zu einer Bühne machen. Die sogenannte „gute Stube“ der Gemeinde, d. h. der Markt, wurde nun der eigentliche Spielplatz. Man baute dort einen hubenähnlichen Bretterverschlag auf dem sich dann in oft zehnstündiger, schier endloser Folge das Leiden und Auferstehen des Herrn vor den Augen und Ohren der mehr oder minder andächtig frommen Zuschauer vollzog, was freilich mitunter dem stillen Ernst nicht immer zuträglich gewesen.

Daß man es außerdem auch nicht an künstlerischer Ausstattung fehlen lassen wollte, erhellt aus zahlreichen Rechnungen, die noch erhalten blieben und wegen der Rativität des Sprachgebrauchs bisweilen gar ersichtlich zu lesen sind. So bekam 1694 ein Maler für „Unseres Herrn Kleid zur Geisung fleischfarben anstreichen des Teufels Larven von neuem gemacht, die Kleider mit Feuerflammen gemacht“ um 3 Gulden und 28 Kreuzer, und ein andermal mußte er „nicht bloß Unseren lieben Herrn renovieren, den Palmeis mit Öl bemalen, sondern auch ein papiern Inful für den Capphas, item Sonn und Mond, auch das Haupt Christi in Veronice Schweißtuch“ malen, „nit weniger das Kleid Christi von fleischfarb auf den Charfreitag anstreichen.“ Ein Schneider bekam nach den gleichen Quellen den Auftrag, „2 Klaidter und 3 Kassehauben“, ein Spengler hatte „einen mössingenen Schein auf Unsern Herrn haubt in der Comedi“ zu liefern.

Wie schon gesagt, waren die Urtexte oft recht einschneidenden Wandlungen unterworfen, bis sie die Gestalt bekamen, in der sie uns heute entgegentreten. Die Sprache wurde meist dem Niveau des Volkes entsprechend gefäkt, nicht selten in eine recht drastische Form. In späterer Zeit mußten die Spielleitungen angehalten werden, ihre Texte der Regierung zur Zensur vorzulegen.

Die Szenen wie Kreuztragung, Geißelung wurden oft genau dazu benutzt, einem verhassten Manne, den man zuvor wohlweislich zum Christus erwählt, tüchtig eins auszuwischen. In einer schwäbischen Donaustadt übertrug man z. B. die Rollen der Kriegsknechte nach altem Herkommen stets an

arme Weber und die des Christus an den Beschaumeister der Junft, dem bei dieser Gelegenheit etwaige Beanstandungen dia vergolten wurden. Es kam auch vor, daß man einen Bürger bei der Gefangennahme am Oelberg mit der Kette fast erwürgt hätte, wäre nicht seine handfeste Ehehälfte resolut mit den Worten dazwischen gesprungen: „Bei Euch Lämmel mag der Teufel Herrgott sein!“

Ein andermal hieß ein lieber Nachbar dem Christusdarsteller, dem er wohl nicht gerade sehr gewogen war, bei der Kreuzigung eine heftig fauchende Katze vor die Nase, so daß der Gefesselte — offenbar war er kein Freund von diesen Tierchen — laut aufschrie: „Lant mi ra! Lant mi ra!“ (Lant mich herunter). Das war zumindest ein unverfälschter Schwabe.

Beim Publikum fanden derartige Späße stets dröhnenden Beifall. An eine wahre Andacht war natürlich nicht mehr zu denken, man betrachtete das Passionsspiel in der damaligen Zeit tatsächlich als „Comedi“ und führte sich dementsprechend auf. Zwar waren Aufpasser bestellt, die in ein „gar erschreckliches Teufelsgewand gehüllt dergestalt ihres Amtes walteten, daß sie zu wenig Andächtige mit Prügeln und Peitschen aufmunterten oder bodsternen Bouern, die nicht rasch genug auf das Böllerignal in die Knie sanken, die Hüte eintrieben“ doch erhöhte ihre Tätigkeit höchstens das Vergnügen der Zuschauer.

Diese Verwilderung der Passion durch mutwilligen Ungehorsam und die Aufklärung seit der französischen Revolution, andererseits liehen diese Spiele mit oder ohne Zutun höherer Gewalt bald von selbst einschlafen. Nur wenige haben sich erhalten und werden noch — fräftig regeneriert — heute vorgeführt.

Ein Paar Handschuhe.

Von Mario Mohr.

Im Restaurant. Ich suche einen Tisch. An einem verglimmt eine Zigarette im Aschbecher, ein Paar elegante Damenhandschuhe liegen dabei. Niemand sitzt an dem Tisch.

Ich lasse mich natürlich dort nieder. Bestelle das Essen und warte auf die Dame. Wie sie wohl aussieht? Ob sie hübsch ist? Oder elegant? Sicher. Auf alle Fälle muß sie eine wunderschöne kleine Hand haben. Die Handschuhe sind in einem erstklassigen Geschäft gekauft. Aberhaupt ist sie ganz bestimmt mein Geschmeck, denn sie raucht meine Marke.

Ich werde mit ihr ausgehen. Wir werden unsere Marke rauchen. Wir werden eine Flasche Wein zusammen trinken. Wir werden ...

Aber sie bleibt lange. Sie wird sich sicher besonders herrichten. Ob sie mich schon gesehen hat? Wie ich sie wohl am besten anrede? Ach was, das gibt sich schon

Aber sie bleibt wirklich lange. Sehr lange. Sehr stink scheint sie nicht zu sein. Vielleicht ist ihr etwas passiert. Ein Knopf abgegangen. Oder eine Masche gesprungen. Sicher. Sie wird sich ihren Strumpf nähern lassen. Was sie wohl für Beine hat? Schöne? Mit gut geschwungener Linie? Na, wir werden es ja erleben. Oder agen wir vorsichtiger: sehen. Wir werden es sehen. Wenn nur inzwischen keiner an unseren Tisch kommt.

„Unseren!“ Wie ich schon rede. Aber es kommt natürlich einer. Kommt an unseren Tisch. So ein gemeiner Kerl. Ich werde ihm das Genick brechen. Ich werde die Dame vor seinen Zuhörlichkeiten zu schützen wissen.

So ein Mädchenläger, hinterlistiger. Und jetzt unterbricht mich der Heiratschwindler in meinen schönen Gedanken und sagt fastlächelnd höflich: „Verzeihung. Die Handschuhe ... meine Mutter hat sie“

Wandlung.

Wir sind wie Wellen, die von dannen treiben
Und oft durch viele Blumengärten ziehen.
Doch unser Wandern ist fast wie ein Fliehen,
An keinem Ziele dürfen wir verbleiben.

Ob wir die stärkste Hoffnung in uns tragen
Und unsern festen Mut nicht brechen lassen,
Es kommen immer wieder neue Gassen
Durch die wir uns Schritte müssen wagen.

Wir müssen über viele Brücken gehen,
Die manchmal schmal im raschen Leben liegen
Und wie ein Land der Ruhe uns erscheinen;
Doch können wir an keinem Ende stehen, —
Es wird die stete Wandlung uns besorgen
Und uns mit neuer Strömung ganz vereinen.

Franz Dingia.